

Ich mit der Faust vor das Gesicht, so hab ich es verdient; ich habe keinem Lehrer getraut, keinem Pfarrer, und auch meine Kinder aufgereizt gegen die Vorgesetzten und ihnen immer recht gegeben; und nun zahlte sie es mir heim mit gleicher Münze und sündigen auch mir den Gehorsam. . . . So geht es, liebe Eltern, wenn ihr den Ungehorsam großzieht. Ihr würdet in euer eigenes Fleisch schneiden und den Ast absägen, auf dem ihr sitzt. Dies noch, wenn ich dir raten darf, aus der hl. Schrift das dritte Kapitel des Kolosserbriefes.
Der Burgpfarrer.

Aus dem Kalender der Woche.

Mer den Kirchenkalender oben liest, der findet, daß diesmal auf den 3. Sonntag nach der Erscheinung des Herrn ein Fest fällt, welches die Belehrung des hl. Paulus feiert. Die Herz-Maria-Bruderschaft begehrt dieses Fest mit Vorzug; hat es doch so schöne Bedeutung für eine Bruderschaft, welche den Zweck hat, das gute Herz der Himmelsmutter für die Belehrung der Sünder anzusehen, für deren größten sich der hl. Paulus in seiner Demut hielt. Auch wird es nicht ganz unrichtig sein, wenn man mit den Alten glaubt, das Gebet der damals noch auf Erden weilenden Gottesmutter habe aus dem wütenden Saulus einen lammtrommen Paulus mit Gottes Hilfe geschaffen.

Einer der begeisterten Verehrer des hl. Paulus ist ein hl. Bischof und Patriarch von Konstantinopel gewesen, der hl. Chrysostomus, dessen Fest auf den 27. Januar fällt. Er hat viele Predigten über die 14 Briefe des hl. Paulus gehalten, dieselben auch schriftlich hinterlassen, und in der Einleitung dazu schreibt er: „Ich jubele auf vor Freude, wenn ich die Briefe des hl. Paulus beständig vorlesen höre (von dem Vorleser in der Kirche), und wenn wir in den einzelnen Wochen oft zwei- und dreimal das Andenken der Märtyrer feiern (wobei die Abschnitte aus seinen Briefen in den Episteln vorkommen). Ich gebe mich dabei dem Genuße dieser geistlichen Posaune ganz hin, ich glähe vor Verlangen, denn ich vernehme die mir bekannte Freundesstimme, ich sehe ihn gleichsam gegenwärtig und es kommt mir lebhaft vor, als ob ich ihn mit meinen Augen schaute. Aber es schmerzt mich auch sehr, daß nicht alle diesen Mann gebührend kennen; sie wissen nicht einmal, wieviele Briefe dieser Apostel geschrieben hat. Sie könnten es wohl wissen, aber sie wollen sich nicht mit den Schriften dieses Mannes bekannt machen.“

Wenn ich etwas von ihm weiß, so ist das nicht Gelehrsamkeit von mir, sondern ich bin ganz untagbar von diesem Manne eingenommen, ich lege seine Briefe gleichsam nicht aus der Hand. Es geht mir hierin ähnlich, wie es dem hl. Paulus gegangen ist, der an seine lieben Philipper also schreibt: Es ist gerecht, daß ich dies für euch alle denke (er dachte nämlich an sie und sie hatten Anteil bei all' seinem Beten, Opfern, Leiden und Arbeiten), deshalb weil ich euch im Herzen traue.

Wenn darum auch ihr, so fährt der hl. Chrysostomus fort, die Briefe des hl. Paulus fleißig lesen wolltet, so hättet ihr das nämliche Herzensinteresse an ihm wie ich. Auch an euch würde das Wort des Herrn, das so wahr, in Erfüllung gehen: Suchet, und ihr werdet finden, kloppet an, und es wird euch aufgetan werden. Ich weiß es wohl, es nimmt viele von euch, die hier versammelt sind, die Erziehung der Kinder, die Sorge für eure Familie ganz in Anspruch, aber so seid doch wenigstens für das empfänglich, was andere für euch sammeln, verwendet wenigstens so viele Mühe auf das Anhören dessen, was man euch predigt, als ihr Mühe für irdische Güter anwendet.“

Wir könnten noch mehr klagen als der hl. Chrysostomus über seine Zeitgenossen, allein statt dessen wollen wir lieber noch etwas vom hl. Paulus mitteilen, und zwar für heute die Geschichte von seiner Belehrung.

Der hl. Paulus war etwa um das Jahr 2 nach Christi Geburt geboren, und zwar in Tarsus

in der römischen Provinz Cilicien in Kleinasien. Er kam früh nach Jerusalem, um von einem jüdischen Rabbi erzogen zu werden. Dort wurde er so recht ein eifriger Pharisäer, also einer von den arimigsten Feinden des Christentums. Er selber erzählte vor seinen Richtern von seinem wütenden Kampf gegen das Christentum. „Ich wähnte,“ so spricht er, „ich müsse gegen den Namen Jesus, des Nazareners, viel Feindliches verüben. Solches tat ich auch in Jerusalem, und viele der Heiligen (Christen) habe ich in Gefängnisse eingesperrt. Nachdem ich die Gewalt hierzu von den Hohenpriestern empfangen hatte; und als man sie hinarbeitete, gab ich die Stimme dazu. Und in allen Synagogen zog ich sie oft zur Strafe und zwang sie Jesus zu lästern und noch mehr wütete ich gegen sie und verfolgte sie bis in die fremden Städte.“
Nunhin war der hl. Paulus einst in verblendeter Fanatiker. Er fährt in seiner Erzählung fort: „Als ich nun in solcher Geirinnung auf dem Wege nach Damaskus mit Vollmacht und Auftrag, der Hohenpriester, da sah ich mitten am Tage vom Himmel her, heller als der Glanz der Sonne, ein Licht mich umleuchten und diejenigen, welche bei mir waren. Und als wir alle zur Erde niedergestürzt waren, hörte ich eine Stimme: „Saulus, Saulus, warum verfolgst du mich?“ Ich aber sprach: „Wer bist du, Herr?“ Der Herr aber sprach: „Ich bin Jesus, den du verfolgst. Doch stehe auf und stelle dich auf deine Füße; denn dazu bin ich dir erschienen, um dich zu bestimmen zu einem Zeugen für das, was du gesehen hast, und für das, worin ich dir werde sichtbar werden (der verklärte Heiland verkehrte später wiederholt mit seinem Apostel), in dem ich dich errette und dich zu den Heiden sende, um zu öffnen deren Augen, damit sie sich wenden von der Finsternis zum Lichte, und von der Gewalt des Satans zu Gott hin, daß sie Sünden-Nachlaß empfangen und die ewige Glückseligkeit durch den Glau an mich.“

Als Paulus fragte: „Herr, was willst du, daß ich tue?“ gab der Herr ihm den Befehl, in die Stadt zu gehen, dort werde man es ihm sagen. Paulus mußte sich aber fähren lassen, denn er sah nicht mehr. In der Stadt Damaskus betete und fastete er drei Tage lang. Dortselbst erhielt der Jünger Ananias vom Herrn selber den Befehl, Paulus zu besuchen; dieser Jünger legte dem Paulus die Hände auf und so sah er wieder, und Paulus wurde getauft.

Diese Belehrung fällt in das Jahr 37 n. Chr. Bei seiner Belehrung erhielt Paulus auch sofort direkt durch den Herrn seine Berufung zum „Apostel“ und die besondere Bestimmung als „Heidenapostel“. Aber zuvor zog er sich drei Jahre lang in ein geheimnisvolles Noviziat zurück, in eine Einöde, wie dies so viele heilige Männer schon getan haben. Hierhin, in die Stille und Einsamkeit, hatte der verklärte Heiland seinen Erkorenen berufen. Was für die Apostel die drei Jahre ihres Wandels mit dem sichtbaren und leiblich gegenwärtigen Heiland gewesen sind, sollte für den neuen Apostel der dreijährige geheimnisvolle Verkehr mit dem verklärten Heiland sein.

Entschleße dich, lieber Leser, dem Gnadenrufe stets zu folgen. Sprich öfters das schöne Wort: „Was willst du, Herr, das ich tun soll?“

Einige Gedanken zur Neuordnung der Kinderkommunion.

Die Kommunion so kleiner Kinder bedeutet eine Herabwürdigung des hl. Sakramentes.“ So lautet ein Bedenken, das hier und da vorgebracht wird. Warum eine Herabwürdigung? „Ja, diese kleinen Kinder wissen doch noch gar nicht, worum es sich handelt, sie empfangen das Sakrament gedankenlos und zerstreut.“

Es wird hierbei also vorausgesetzt, daß zum würdigen Empfang immer Kenntnis und Sammlung unbedingt erforderlich ist. Das ist falsch. Die Kinder empfangen auch die

Taufe, ohne eine Ahnung von dem Vorgang zu haben und die Taufe ist darum doch würdig.

Es spendete doch auch die Kirche 1100 Jahre lang selbst den kleinsten Kindern die hl. Kommunion und mit dem Konzil von Trident bekennst sie noch heute, daß „der alte Brauch keineswegs zu verurteilen ist, wo er noch besteht“. (21. Siz. c. 4.) Das Konzil verwarf nur den Satz, daß die kleinen Kinder die Kommunion empfangen müßten, nicht aber den, daß sie die hl. Kommunion empfangen könnten. Nach der alten Praxis und steten Lehre der Kirche kann also ein Kind würdig die heilige Kommunion empfangen, auch wenn es noch gar keine Kenntnisse von dem hl. Geheimnisse hat und wenn es bei der hl. Handlung ganz zerstreut ist. Und das ist nur zu wahr.

Kommunion bedeutet Gottvereinigung. Gott vereinigt sich doch auch sonst mit seinen Geschöpfen, ohne daß sie seiner gedenken. Gott vereinigt sich mit der Tätigkeit einer jeden Blume auf dem Felde, eines jeden Vögleins in der Luft, eines jeden Fischleins im Wasser, eines jeden Rindleins in der Wiege und, wenn er es nicht läte, würden alle diese Geschöpfe sofort in ihr nichts zurückdenken. Und Gott arbeitet nicht nur in diesen Geschöpfen, er wohnt in ihnen, denn so sagt ja die Kirche mit dem Apostel: „In ihm leben wir, bewegen wir uns, und sind wir“. Wenn aber Gott in jedem Weichen und jedem Falter wohnt, warum sollte es gegen seine Würde sein, in einem Kindesherzen Platz zu nehmen, wenn es ihn zu erfassen auch noch nicht imstande ist? Man sage nicht: „Aber das Kommen Gottes zu den Menschen in der Eucharistie ist doch ein anderes, als das gewöhnliche Wohnen Gottes in den Geschöpfen“. Das ist wahr. Aber der eucharistische Heiland hält es doch auch nicht unter seiner Würde, in einem Tabernakel von Stein zu wohnen, in einer Monstranz von Gold sich verehren zu lassen und in einem vernünftigen Reich zu ruhen. Eine Kindesseele ist aber doch schon, an sich betrachtet, in den Augen Gottes viel erhabener, als ein Kelch von edlem Metall. Eine Seele ist mehr wert, erhabener, als alles Gold der Welt zusammen. Zudem befindet sich das getaufte Kind im Stande der heiligmachenden Gnade, es ist ein Tempel Gottes, viel kostbarer, als alle Tempel, die Menschenhand erbaute und darum viel würdiger, den Herrn aufzunehmen, auch wenn es gar kein Verständnis von der hl. Kommunion hat, als alle Tabernakel der Welt. Durch die heiligmachende Gnade wohnt der Geist Gottes bereits in der Seele, und wo bereits der hl. Geist wohnt, sollte der Sohn Gottes nicht wohnen dürfen? Vergessen wir auch nicht, daß die Kindesseele ein Ebenbild Gottes ist, daß Gott sich da wieder findet. Für keinen Baumeister bedeutet es eine Herabwürdigung, in den von ihm selbst erbauten Palast einzuziehen, um viel weniger für Gott, der von dem Seinen gab, um einen Seelentempel zu errichten. Gott findet in den Geschöpfen sich wieder, darum liebt er sie, darum kann er sie, die tief unter ihm stehen ihrer Weisheit nach, lieben, ohne sich herabzuwürdigen und in ihnen wohnen.

„Aber“, sagt man vielleicht, „Gold und Silber können überhaupt nicht mit Bewußtsein den Herrn aufnehmen, weil es ihnen an Vernunft fehlt, der Mensch ist ein vernunftbegabtes Wesen und soll daher mit Bewußtsein dem Herrn dienen.“

Wiederum wahr. Gott verlangt von den Geschöpfen, daß jedes nach seiner Art ihm diene. Ist er zufrieden, daß die Sterne ihm leuchten, daß die Pflanzen ihm zu Ehren blühen und die Vögel im Lied ihn loben, so verlangt er von dem mit Verstand und freien Willen ausgestatteten Menschen, daß er mit Verstand und freiem Willen ihm diene. Aber Gott paßt seine Forderungen nicht nur der Art der Geschöpfe, sondern dem jeweiligen Entwicklungsstadium der einzelnen Individuen der elben Art an. Von dem noch nicht zum Vernunftgebrauch gelangten Kind verlangt er auch nicht, daß es ihm mit Verständnis entgegenstehe, eben so wenig wie von der Monstranz, die ihn aufnimmt.

Triff der Vernunftgebrauch ein, dann allerdings verlangt Gott, daß das Geschöpf mit Bewußtsein und einiger Vorbereitung ihm entgegengeht. Aber auch da genügt eine Kenntnis, die dem Entwicklungsstadium des Empfängers entspricht, nicht verlangte Gott eine solche, die ihm ganz gerecht wird. Verlangt Gott eine erschöpfende Kenntnis seines Wesens, dann müßten auch wir Erwachsenen alle von der hl. Kommunion fernbleiben. Denn, da wir Gott hier nicht unmittelbar schauen, sondern ihn nur durch analoge Begriffe erkennen, gleicht all unser Denken von Gott und all unser Reden über Gott nur dem Vallen des Kindes. Wenn wir Erwachsenen zur hl. Kommunion gehen und zu Gott beten, muß den Engeln unser ganzes Tun viel lächerlicher vorkommen, als uns Erwachsenen das Gebet der Kinder; sie müssen wohl denselben Eindruck haben, als wir, wenn wir vor einer Amenkolonie stehen und dem Treiben dieser kleinen Wesen zusehen.

Gott begnügt sich mit dem, was das einzelne Wesen leisten kann.

Verlassen wir dann auch nicht, daß die Würdigkeit nicht nach dem Maß der Erkenntnis allein zu messen ist — dann wäre ein gesallener Engel würdiger, als ein heiliger Mensch, — sondern auch an der Herzensstimmung. Ein unschuldig in der Taufe mit der hl. Gnade ausgestattetes Kind, ist aber gewiß ein viel würdigerer Thron des Höchsten, als das Herz des Erwachsenen, das vielleicht zur Hölle oder zum Höllentempel ward.

Auch die Kinder, die Christus in Palästina zu sich rief, besaßen keine hohe Kenntnis von ihm; vielleicht spielten sie noch in seiner Gegenwart, und doch stieß er sie nicht zurück, sondern er leute ihnen die Hände auf und segnete sie. Wenn Christus in Palästina so handelte, warum sollte er im hl. Sakramente andere Gesinnungen hegen? Seien wir nicht christlicher, als Christus, und verlangen wir nicht mehr, als der Höchste zu seinem Empfange fordert.

Er betet!

Es war an einem trüben Novembertage, als Wilhelm Brauer nach langjähriger Abwesenheit wieder in seine Vaterstadt München einzog. Draußen tobte der Wind und trieb den Fußgängern ein Gemisch von Regen und Schnee in das Gesicht; es war so recht ein Tag, um ein trauriges Gemüt noch trauriger und trostloser zu machen. Im Hotel S. in der Theresienstraße war Brauer abgestiegen und saß jetzt am Fenster, den Kopf in die Hand gestützt und starrte bewegungslos ins Leere. Ab und zu drängte sich ein tiefer Seufzer über seine Lippen, ein Zeichen, daß seine Gedanken recht trübe waren. Er gedachte der Vergangenheit jener trüblichen, seligen Tage, die er hier einst erlebte, ehe ihn seine Wanderlust und ein unbezwinglicher Trieb nach Abenteuer hinausjagte in die Welt weit hinüber über den Ozean. Er hatte Abenteuer erlebt. Unbemittelt wie er war, begann er jenseits des Ozeans einen harten Kampf um's Dasein, bis er endlich, nachdem ein Versuch nach dem andern, festen Fuß zu fassen, gehei erl war, sich eine dauernde Stellung errang. Er war ein hochbegabter Mensch, aber nach der Ansicht vieler, die ihn kannten, recht einseitig erzogen. Früh elternlos, bestämmerte sich der Vormund nur wenig um den lebhaften Knaben, der sich somit ziemlich selbst überlassen blieb und sich nur zu bald daran gewöhnte, stets seinem eigenen Willen zu folgen, ohne jede Rücksichtnahme auf Verhältnisse oder Personen. So hatte er es geübt, bis er jenseits des großen Wassers jenes deutsche Mädchen kennen lernte, das ihn fesselte, dem er sich unterordnete in allem, bis auf einen Punkt, die Religion. Sie war glücklich mit ihm geworden, sehr glücklich. Er war das Muster eines Ehemannes, und doch litt die junge zarte Frau im stillen. Sie hatte es sich so leicht gedacht, durch ihren Einfluß den Gatten auf den rechten Weg des Glaubens, der wahren Religion zu bringen, mußte sich aber

bald überzeugen, daß sie hier nichts vermochte; er glaubte eben an nichts, wollte an nichts glauben. „Laß mich Maria, ich habe zu früh denken gelernt; ich kann nicht hucheln und an Dinge glauben, die für meinen Verstand nicht existieren.“ Mit solchen und ähnlichen Worten brach er stets das Gespräch ab, wenn sie es auf dieses Thema zu bringen vertuchte. Und als sie dann anfing zu känkeln, verdoppelte er seine Härlichkeit, er opferte sich buchstäblich für sie auf, vermied aber ängstlich jede Wendung, jedes Gespräch, das auf den einen Punkt, den einzigen seiner Gattin gegenüber unerfüllbaren Wunsch führen konnte.

Eines Tages beschenkte sie ihn mit einem allerliebsten Mädchen, das seine ganze Augenweide wurde. Immer zarter aber wurde die Gesundheit seiner Frau, immer dringender ihr Wunsch, den geliebten Gatten zu belehren; aber hartnäckig wies er jeden Versuch dazu ab. Da kam der Tag, der ihm das Viehste, was er hatte, das Einzige, woran außer seinem Kinde sein ganzes Herz hing, nahm. Nach siebenjähriger Ehe war sie heimgegangen, fromm und gottgegeben, wie ihr ganzes Leben es gewesen. Wilhelm Brauer litt unsagbar doppelt, weil er in ihrem letzten Blicke noch einmal die letzte dringende Bitte auf die Erfüllung ihres Herzenswunsches gesehen zu haben glaubte und sie nicht erfüllt hatte. Er hatte sie sterben lassen, ohne ihr diesen Trost zu geben. Es wäre so leicht gewesen, „ja“ zu sagen, ihr das Sterben zu erleichtern, aber er konnte nicht. Wie hatte er gerungen die letzten Tage, er hatte ja den redlichsten Willen dazu; es war untonit. „Ich kann nicht lügen, kann es nicht; ich habe noch nie geerbt, es hat mich keiner gelehrt, so lange ich noch ein Kind war, jetzt bin ich zu alt.“ Wie sie danktamen, die schwarzen Männer, den Saig zu holen und die Tote fortzutragen, da brach er fast zusammen in maß olem Schmerz. Er atme an's Bettchen seines Kindes und schwur der Toten noch, das Kind fromm zu erziehen, wie sie es getan haben würde. Er hat Wort gehalten. Mit abgöttischer Liebe hing er an Maria, die nebst dem Namen der Mutter auch deren ganzes Aeußere geerbt hatte. Und nun saß er wieder hier in der Heimat, der heiseren, und wartete, bis der Tod ihm auch das Letzte nehmen würde, das Einzige, was ihm Viebes geblieben war nach all' den Stürmen seines Lebens.

Jung und froh war er einst ausgezogen, alt und gebrochen kehrte es heim, nur das Kind machte ihm das Leben noch begehrenswert. Es war eine turchtbare Veränderung mit ihm vorgegangen nach dem Tode seines Weibes. Ruhelos war er geworden, von Stadt zu Stadt war er gezogen, bis ihn endlich das Heimweh nach seinem deutschen Vaterland mit Macht erfaßte. Er verkaufte sein eintägliches Geschäft, schiffte sich in Newyork ein und trat die Reise nach der Heimat an. Schon auf dem Schiffe fing das Kind an zu känkeln, doch schrieb Brauer dies nur der Seekrankheit zu und hoffte mit Ankunft in Hamburg sofortige Besserung. Er hatte sich getäuscht. Nur mit Mühe erreichte er die Vaterstadt, sein erster Gang war zum Arzt. Und nun saß er hier und grübelte, treudlos, allein mit seinem Kummer und seiner Angst um das geliebte Weien. Was wurde aus ihm, wenn ihm auch dieser letzte Halt genommen würde? Doch nein, so grausam ist das Schicksal nicht, es wird ihm nicht alles rauben wollen, es hat ja der Opfer genug.

Er gedachte der Verstorbenen, er stellte sich vor, wie so ganz anders es wäre, wenn sie noch lebte. Da löste vom Bett der Kleinen her ein ängstliches Stöhnen. Hastig sprang er zum Lager der Kleinen. Mit glühenden Wangen und krankhaft glänzenden Augen klammerte sein Kind sich an des Vaters Hals: „Vater, ich fürchte mich, sage sie fort; sie wollen mich holen, ich will hier bleiben bei Dir. Ich habe solche Angst, so —“ Mit einem Ausschrei sank sie zurück in die Kissen, um bald wieder in wirren Worten zu klagen und zu wimmern. Wäre er nur nicht so allein gewesen, ließe sich nur bald wieder der Arzt sehen. Der aber war heute schon zweimal

dagewesen; es ließe sich nicht viel tun, die Krankheit müsse erst richtig zum Ausbruch kommen. „Nur fleißig die Pulver geben und das Eis legen.“ Gegen Abend wollte er noch einmal vorsprechen. Immer bestiger wurden die Fieberanfälle der Kleinen, immer ängstlicher ihr Gebahren. Die erschütterte stand der arme Vater vor seinem krankem Liebling, selbst rank bis ins innerste Herz. „Mutter, Mutter, sag' ihm, er soll beten, mir ist so bang“, lönte wieder die schwache Stimme. Der Vater suchte zu ammen. „Muß auch noch die Tote heraufbeschworen werden, um meinen Rammer zu vermindern? Beten! Ja, wenn ich's könnte, und wenn es wirklich diesen Gott arbi, von dem sie alle reden, wird er mich denn hören, mich, der ihn nie gebraucht, nie gerufen hat?“ „Nicht sterben, nicht sterben! Vater, hilf, ich sinke!“ schrie die Kranke wieder. Erschütterte, kaum fähig sich zu halten, heulte sich Brauer über die Kranke: „Beruhige Dich, mein Liebling! Ich bin bei Dir und halte Dich!“ „Beten, beten, o bitte, es tut so weh, sie müssen mich so ara, o beten —“ und unverständlich lallend sank das Kind wieder zurück. Dem Mann vor dem Krankenbette ertastete ein Weh, ein wildes, namenloses Weh, das ihn wahnsinnig machen konnte. „Mein Kind, wie soll ich Dir helfen? ich will ja beten, ich will, hörst Du, mein Liebling, ich will, beruhige Dich nur und werde wieder gesund! Ich habe ja nichts weiter auf der Welt, nichts, nichts, keinen Freund, keinen Bruder, bin ein haltloser, geirrender Mann, wenn Du mir gekommen wüßt. Geh' nicht fort von mir, mein Kind, hörst Du? lebe, lebe, oder nimm mich mit!“ Ein angstvolles Stöhnen war die Antwort. „Ja, ja, mein Lieb“, murmelte er, „ich bete ja; aber Worte, Worte, ich habe keine Worte! Du großer Gott dort oben, ich habe noch nie gebetet, nie haben mich's in der Jugend nicht gelehrt, jetzt kann ich es am Ende meiner Tage nicht. Du wirst mich nicht hören wollen, weil ich Dir nie gedient.“ — „Das ist Frevel, so betet man nicht!“ „Was war das? Wer sprach diese Worte?“ schauernd schaute er sich um, doch er ist allein mit der Kranken. Still war es, unheimlich still: „Wer sprach diese Worte vom Frevel? ich habe nicht geträumt, ich bin ja wach, nur zu wach!“ Da, ein halb erstarrter, töchelnder Schrei, ein angstvolles in die Höhen der Kranken, noch ein paar unheimliche, quälende Töne — und wieder ist alles still. Am Boden lauert, die Hände trampfhaft in einander geschlungen, Wilhelm Brauer. Der Schweiß rinnt ihm in großen Tropfen von der Stirne. „Herr Gott, Du großer, Du allmächtiger, hilf! Hörst Du, hilf! ich flehe Dich an, hab' Erbarmen! Herr hörst Du? Laß mir mein Kind, laß mir's als Zeichen, daß Du bist, daß Du ver gibst! Herr, laß mir mein Kind; ich schwöre Dir, ich will Dein sein, will Dir dienen mein Leben lang und will es ausposaunen in alle Welt, wie groß, wie gültig, wie —“ Krampfhaft schluchzend sank er noch mehr in sich zusammen.

Still war's, nichts reiste sich, längst war es dunkel geworden im Gemach. Ob Gott geholt hat, oder ob der Todesengel schon die Seele des Kindes geholt hat? Merkwürdig, der starke Mann, der sich noch nie in seinem Leben gefürchtet hat, ist plötzlich feige geworden, so feige daß er nicht wagt, nach dem Bettchen seines Kindes zu sehen. — Wie lange er wohl so gelegen hat! Da klopfte es an der Tür ein-, zwei-, dreimal. Kaum ist er im Stände zu öffnen. Es ist der Arzt. „Sie Aerzter, es ist wohl schon verschieden?“ „Ich weiß nicht.“ Mit einem bedauernswerten Blick auf den schwereretroffenen Vater zündet der Arzt selbst die Lampe an und begiebt sich nach dem Krankenbette. „Ist's möglich Herr? wie können Sie so gedrückt sein? Es ist ja gut, die Krisis ist vorüber, das Kindchen schläft.“ „Es schläft?“ wiederholte Brauer mechanisch, „es schläft?“ Dann mit einem Male richt's los, so stürmisch, so jubelnd: „Herr Gott, das hast Du getan, ich danke Dir, o ich danke Dir!“ — Leise entsenkt sich der Arzt, den Mann mit seinem Glücke und seinem Gott, den er endlich gefunden, allein zu lassen. —

Die heilige Familie, das Vorbild der christlichen Familie.

Willst du unglücklich werden?

(Schluß.)

Omnis moritur! (Wir alle sterben!) Der Tod ist ein bitteres Kraut für alle Menschen, denn er ist eine Strafe für die Sünde unserer Stammeltern, und jede Strafe ist unangenehm. Der Tod ist selbst für die Heiligen bitter und gar viele derselben haben davor gezittert. Wie wird es dir dann erst sein, wenn du in einer Wische gelebt hast? Wir wollen den günstigsten Fall annehmen, daß du nämlich in der Ehe im ganzen ordentlich glücklich gelebt, was zwar bei solchen Ehen seltene Ausnahmen sind, und daß ihr einander die Liebe und Treue bewahrt. Ist das der Fall, so muß gerade diese Zuneigung dem katholischen Ehepaar eine große Beunruhigung und Beängstigung bereiten. Siehe da, der Mann, den du liebst, ist nicht deines Glaubens und er behrt fast alle Gnadenmittel, die Christus zum Heile der Menschen angeordnet hat. Dein Mann findet keinen Nachlaß der Sünden durch das Sakrament der Buße; er empfängt keine Stärkung der Seele durch die hl. Kommunion. Dein Mann verzichtet auf die Fürbitte der Muttergottes und der übrigen Heiligen. Wie namenlos traurig wird es für dich sein, an einem solchen Sterbebette zu stehen? Kein katholischer Priester kniet am Sterbebette deines Mannes, um ihn durch die Gnadenmittel der hl. kathol. Kirche auf den schwarzen Gang in die Ewigkeit auszurufen und zu stärken. Allerdings kann auch ein Andersgläubiger selig werden, wenn er unverschuldet im Irthum lebt, aber auch dann nur unter erschwerenden Umständen. Doppelt schwer aber wird für ihn die Verantwortung sein, wenn er durch deine Belehrung die Wahrheit unserer hl. Religion erkannt und doch im Irthum verharrte, entweder aus Menschenfurcht, oder aus Rücksicht auf Freunde und Verwandte.

Müssen solche Dinge den katholischen Teil nicht mit Kummer und Sorge erfüllen, wenn er sieht, daß der Gegenstand seiner Liebe auf falschen Bahnen gewandelt und ihm nun vielleicht auf ewig entzissen wird? Und erst die armen Kinder! Du hast es vielleicht nicht verhindern können, daß sie alle oder doch wenigstens ein Teil derselben andersgläubig gelaufen und erzogen wurden; sie verheiratheten sich später auch so — welche eine schwere Verantwortung für dich! Jetzt bist du die Ursache der Ausbreitung des Irthums in generationem et generationem (von Geschlecht zu Geschlecht). Wird dieser Gedanke dir nicht große Gewissenspein bereiten, wenn du selber auf das Sterbebett kommst? Willst du unglücklich werden? Unglücklich für Zeit und Ewigkeit?

Katholischer Jüngling, katholische Jungfrau, willst du dich unglücklich machen? Willst du eine gemischte Ehe eingehen? Sage mir nur „nein“, entschieden „nein“! Versprich es mir vor Gott! Die hl. Schrift spricht dagegen; die hl. Väter sind dagegen, die Kirchenversammlungen und die Päpste verurtheilen sie, der gesunde Menschenverstand und die Erfahrung bestätigen ihre Verwerflichkeit, und du solltest die Kühnheit haben, sie zu billigen, nicht nur in Worten, sondern sogar durch die That? O sei doch nicht so töricht und verblendet! Laß dich ermahnen und belehren. Was hier gesagt ist, kommt aus einem gutmeinenden väterlichen Herzen, das es ernst meint mit deinem Glück. Die Sache ist überaus wichtig und ernst. Der Wahn ist kurz die Heue ist lang! Darum nochmal: die Frage: „Willst du dich unglücklich machen?“

Für die lieben Erstkommunikanten.

Der erste Besuch im Kloster.

Wenige Tage vor dem Schluß des Jahres sah Mutter Gertrud in ihrem Zimmer. Ihre Gedanken, das sah man ihrer Miene an, waren

mit ernstlichen Dingen beschäftigt. Mutter Gertrud hatte Sorge. Ihre Elisebeth, das Älteste ihrer Kinder, sollte in einigen Monaten zum ersten Male zur hl. Kommunion gehen. Sie erkannte als gute Mutter wohl, wie auch sie die Pflicht habe, dem Seeltörger bei dem schwierigen Vorbereitungsunterricht behilflich zu sein. Doch wie konnte sie das. Eine Arbeit drängte die andere, eine Beschäftigung löste die andere ab, eine Unruhe holt die neue ein.

Eben hob sie das Auge und schaute wie suchend durchs Fenster. Gerade ging Schwester Alfonsa vorüber. Da kam Mutter Gertrud ein guter Gedanke. Der frommen Schwester wollte sie ihr Kind empfehlen, sie bitten, dem Kinde hie und da einen Besuch im Kloster zu gönnen und ihm ein freundliches Wort zu schenken. Das würde, so hoffte sie, einen günstigen Eindruck machen auf ihr Kind. Gleich am andern Morgen wollte sie mit Schwester Alfonsa über die Sache reden.

Am Neujahrs-Morgen stand Lieschen an der Klosterpforte und bald im kleinen Sprechzimmer. Da hing ein Bild an der Wand. Das stellte einen alten Droensmann vor, der ein kleines Kind in seinen Armen hielt und liebevoll darauf niederblickte. Lieschen betrachtete dasselbe aufmerksam, sie hatte so noch keines gesehen. Aber jetzt fuhr sie aus ihren Betrachtungen empor, denn eine klare Stimme drang an ihr Ohr: „Gesälts dir das Bild, mein Kind?“ Das war also Schwester Alfonsa. Elischen sah sie an und wußte kein Wort der Begrüßung zu finden, so überrascht war sie. Aber die Schwester nahm sie bei der Hand und sagte: „Es stellt den hl. Vincenz von Paul dar, unsern Ordensstifter. Wenn du uns noch einmal betrachst, will ich dir von ihm erzählen. Heute ist meine Zeit kurz bemessen und auch du wirst zu Hause nötig sein. Aber unsere Krippe möchtest du gewiß noch gerne sehen und die Kapelle kennst du auch noch nicht.“ Damit führte sie Lieschen schon hin, reichte ihr am Eingang Weihwasser und sank dann eine Minute lang in stillem Beten auf die Knie. Lieschen folgte ihrem Beispiel. Es war zuerst niemand in der Kapelle, die in dämmeriger Helle erstrahlte und als Schwester Alfonsa sie nun zu dem schönen Krippchen führte und sie nun das Jesu Kind so freundlich nahe sah, wurde dem Kind wunderbar zu Mute. Sie faltete die Hände und blieb ganz still. Schwester Alfonsa betrachtete sie aufmerksam. „Elischen“, sagte sie dann leise, ist es nicht wunderbar, daß der allmächtige Gott, der Himmel und Erde erschaffen, hier als Kind in der Krippe liegt?“ Und als Lieschen andächtig nickte, fuhr sie fort: „Und ist es nicht noch wunderbarer, daß dieser König Himmels und der Erde einkehren will in das arme Menschenherz? Daß er darin wohnen und herrschen will, daß er zu uns spricht: „Siehe, ein reines Herz suche ich, dort ist die Stätte meiner Ruhe. O mein Kind, ich höre von deiner Mutter, du gehörst in diesem Jahr zur Schar der Erstkommunikanten, du sollst das große Glück haben, deinen göttlichen Heiland zum erstenmale in dein Herz aufzunehmen. O, da kann man dir an diesem Neujahrstage besonders Glück wünschen, dir bedeutungsvoll sagen: „Glückseliges Jahr!“ Ja, das wird für dich ein glückseliges Jahr und wenn du es recht erfassest, werden alle Jahre, die ihm noch auf dieser Erde folgen, glückselige sein.“ Das Kind blickte zu der Schwester auf, Tränen glänzten in seinen Augen, und eine Frage stand darin. „Ja“, sagte Alfonsa, „denn, wenn du Jesus besitzt, besitzt du alles. Wer ihn aber verliert, der verliert auch alles. Aber vielleicht fassst du das noch nicht. Komm, laß uns mit den Hirten das Kind anbeten.“ Sie knieten hin und Alfonsa sprach:

„Wir grüßen dich, o Jesulein, klein Kindelein,
„Wir wollen all' dein eigen sein, o süßes Jesulein.“

Dann stand sie auf, machte Elischen ein Kreuzzeichen auf die Stirn und sprach: „O, du glückseliges Kind.“

Elischen ging schon lange über die Straße, aber sie sah nichts von dem, was um sie her vorging. Es war vor ihr, als sähe sie einen goldstrahlenden

Schild um sich, und drinnen das Jesuskind, das sie anlächelte, es war ihr so froh, so selig zu Mute, in ihrem Herzen klangen die Worte Alfonsens wieder und sie hätte es hinausrufen mögen mit Jauchzen: „O, ich glückliches Kind.“

Zu Hause umringten die Geschwister sie mit Fragen über das Kloster und die Schwestern. „Hast du auch ein Bildchen bekommen?“ fragte der kleine Franz. „Nein“ erwiderte sie kurz und dabei fiel ihr ein, daß sie selber eines erhofft beim Gange. Aber was war ihr das jetzt? Zuweilen schloß sie an diesem Tage einige Sekunden die Augen und kniete vor dem Bilde, das sich ihr ins Herz gedrückt, in Gedanken nieder, sich das Verleihen Alfonsens wiederholend. Abends aber, als die Kinder ihr Nachtsgebet miteinander gesprochen, da überkam es sie so innig, daß sie in überströmender Andacht noch laut hinzufügte:

„Wir grüßen dich, o Jesulein, klein Kindelein!
„Wir wollen all' dein eigen sein, o süßes Jesulein!“

Die Kinder blieben ganz stille, so hatten sie Lischen noch nie beten hören. Der Mutter aber kamen Tränen in die Augen. Den ganzen Tag hatte sie ihr Töchterchen beobachtet, ohne herausfinden zu können, welchen Eindruck der Besuch im Kloster gemacht; denn das Kind war so einsilbig geblieben. Nun war sie glücklich und als Elischen leise in ihr Ohr sprach: „Mutter, darf ich bald noch einmal zur Schwester Alfonsa?“ nickte sie freudig ja. Lieschen letzter Gedanke aber vor dem Einschlafen war:

„Ja, Jesulein! Ich will dein eigen sein.“

Pflege des christlichen Geistes in der Familie.

In Janssens Geschichte des deutschen Volkes befindet sich ein Stück einer Handschrift aus dem Jahre 1474, in welcher ein wunderschönes Bild christlicher Familien gezeichnet ist:

„Das christliche Haus sol ein christlicher Tempel syn, vorab an Sontagen und anderen heyligen Tagen, wan alle, Vatter, Mutter, Kinder, Knecht und Megde, alt und und jung by einander syn und Got loben, beten und lesen, mit minder singen, spielen und frolich syn sullen.“

Nährend zu lesen ist die Ermahnung an den Hausvater:

„Daß er eine ganze Meß (hl. Messe) höre; also daß er vor dem Segen des Priesters mit davon geh und by der Predig beleib (bleibe) und die mit allem fleiß höre. Er geh jeden Sontag mit seinem ganyen Völklin (Hausangehörigen) zu einer Predig; darnach seß (sitze) er dabetu mit synem Völklin und troget sy, was sy in der Predig gemerkt hotten, und sogt, was er hot gemerkt. Verhört sy auch, ob sy die zehn Gebot können und verstanden, die sieben Todssünd, den Pater noster (Vaterunser) und den Glauben, und lernet sy. Und ließt (läßt) dazu ein Tränkli (Trunk Wein) bringen und ein guottes Liedlin von Gott oder von unserer lieb Frauen (Maria) oder etwas von den lieben heyligen singen, nnd war so frolich in Gott mit synem Völklin.“

Möchte dieses Bild aus alter Zeit wieder in allen christlichen Familien Wirklichkeit werden.

Erziehung zur Gottesfurcht.

Clemens Maria Hofbauer, der Apostel von Wien, der im Jahre 1820 gestorben, im Jahre 1888 selig und 1909 heilig gesprochen wurde, hatte als Kind wenig bemittelter Landleute frühzeitig den Vater verloren. Da führte den Kleinen die Mutter zum Kreuztische hin, und auf das Bild des Heilandes hinweisend sprach sie: „Dieser ist jetzt dein Vater, gib acht, daß du auf dem Wege wandelst, der ihm wohlgefällt.“